

Quellen – insbesondere Denkschriften und Erinnerungen von Opfern. So konstatiert er die zunehmende Hoffnungslosigkeit und die damit einhergehende Verzweiflung schlesischer Juden angesichts der ihnen entgegengebrachten Ablehnung sowie gleichzeitig das erstaunliche Festhalten der Juden an deutscher Kultur: „Deutsche Bildung und Kultur waren für die akkulturierten Juden fast zu einer Ersatzreligion geworden“ (S. 253).

Der letzte Teil des Bandes ist dem schlesischen Gelehrtenmilieu gewidmet. H. ist von dieser Thematik offensichtlich fasziniert – man findet viele Bezüge zu diesen Wissenschaftlern, Akademikern und Geistlichen in allen Texten des Sammelbands. Seine Aufmerksamkeit gilt vor allem der Geschichte der Universität zu Breslau. Die mit Bravour vorbereitete Reform der Universität 1811, die im Einklang mit den Prinzipien Wilhelm von Humboldts stand, also in der Verbindung von Lehre und Forschung, vollzog sich sehr mühsam, insbesondere wegen der Finanzkrise des preußischen Staates sowie infolge der Napoleonischen Kriege und des aufkommenden Misstrauens der Breslauer Bürgerschaft. Die Ausstattung der Laboratorien und die Lernbedingungen der Studierenden in Breslau waren damals vom Bild einer modernen Universität nach Humboldt weit entfernt. Doch die Reformpolitik, deren Anfänge angesichts tiefer politischer und wirtschaftlicher Krisen der preußischen Monarchie unter keinem guten Stern gestanden hatten, griff schließlich doch. Hundert Jahre später, am Vorabend des Ersten Weltkriegs, waren Professoren und Studenten der Breslauer Universität fest in der schlesischen Wirklichkeit verankert, waren Mitglieder einer anerkannten Hochschulgemeinde, zu der die bedeutendsten deutschen Wissenschaftler zählten: Hoffmann von Fallersleben, Werner Sombart, Wilhelm Dilthey, Colmar Grünhagen, Theodor Mommsen, Otto Stern, Robert Bunsen.

Für H. ging die Welt der deutschen Gelehrten in Breslau mit dem Beginn des Nationalsozialismus, und nicht erst 1945, gewaltsam zugrunde, denn hierzu hatte schon die Entlassung jüdischer Professoren 1933 gezählt. Gegen die innere Dynamik des Gleichschaltungsprozesses auch an der Universität Breslau war kein gesellschaftlicher Protest zu verzeichnen. Warum? H. gibt die Antwort darauf: Das gesellschaftliche Potenzial für einen solchen Widerstand sei in der deutschen Gesellschaft erstaunlich schwach gewesen: „Die Gleichschaltung der Breslauer Universität [...] vollzog sich wie an den anderen deutschen Universitäten ohne Widerstand. [...] Ohne Protest nahm die Professorenschaft auch die Zerschlagung der alten Organisationsform und die Ausrichtung auf das Führerprinzip hin“ (S. 347). Folglich erscheint ihm das Jahr 1933 wichtiger als 1945: Damals habe die deutsche und zugleich auch die schlesische Tragödie begonnen.

Die Veröffentlichungen von H. sind keine leichte Lektüre. Sie fordern vom Leser eine gewisse Erudition, um die vorzügliche Kenntnis der Quellen und die detaillierte, analytische Rekonstruktion historischer Prozesse in Schlesien wahrzunehmen und adäquat einzuschätzen. Die Lektüre über neue Quellen und die Überprüfbarkeit der in der Historiografie begründeten, aber dabei auch eingefahrenen Thesen lohnt, wenn man mit H. zusammen zu denken versucht; alle Gedanken kreisen dabei um die Geschichte Schlesiens.

Katowice

Ryszard Kaczmarek

Sprache, Gesellschaft und Nation in Ostmitteleuropa. Institutionalisierung und Alltagspraxis. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 8. bis 11. November 2012. Hrsg. von Klaas-Hinrich Ehlers, Marek Nekula, Martina Niedhammer und Hermann Scheuringer. (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum, Bd. 35.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2014. VI, 380 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-525-37307-1. (€ 69,99.)

Bei der Jahrestagung 2012 des Collegium Carolinum ging es im interdisziplinären Gespräch von Vertretern aus Geschichts-, Kultur-, Sprach- und Literaturwissenschaft darum zu erkunden, wie die komplexen Prozesse der Bildung nationaler, sprachlicher und kultureller Identität im multiethnischen und mehrsprachigen Raum Ostmitteleuropas, hier v. a. der böhmischen Länder bzw. später der Tschechoslowakei, politisch gesteuert und institu-

tionell umgesetzt wurden. Es sollte gezeigt werden, wie diese Vorgänge im öffentlichen und privaten Leben aufgenommen wurden, auf welche Schwierigkeiten sie stießen und welche Folgen sie nach sich zogen. Die Beiträge der Veranstaltung sind nunmehr in einem vorzüglich edierten Band erschienen. Bei aller inhaltlichen und methodischen Unterschiedlichkeit der 18 Aufsätze bleiben die verbindenden Momente stets sichtbar, was durch den instruktiven Einführungstext und die klare Strukturierung des Buches in vier thematische Abteilungen garantiert wird.

Der Einführungstext erörtert, gestützt auf theoretische Referenzen, u. a. Fragen „der sprachlichen Status- und Korpusplanung“ (S. 2) mit Bezug auf die gesellschaftlichen Institutionen und Akteure, die Bedeutung von Lexikografie und Terminologie-Bildung im Prozess der Nationswerdung, ferner die Rolle der Öffentlichkeit in den Auseinandersetzungen um Sprache und Kultur.

Die erste Abteilung mit dem Titel „Sprachpolitik in Institutionen“ widmet sich Problemen der Sprachplanung und Sprachverwendung in Böhmen bzw. der Tschechoslowakischen Republik. So berichtet Marek Nekula von den auf die Abgrenzung des Tschechischen vom Deutschen gerichteten sprachplanerischen Maßnahmen des 1862 gegründeten Schriftstellervereins Svatobor, der mit seinen Aktivitäten auch Einfluss auf die Kanonbildung in der damaligen tschechischen Literatur nahm. Eine andere Institution, die Königlich-böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, steht im Mittelpunkt von Martina Niedhammers Beitrag, der die philologische Forschung innerhalb dieser auf das späte 18. Jh. zurückgehenden Vereinigung thematisiert, die als akademische Institution weniger radikal in Erscheinung trat: Trotz bohemistischen Schwerpunkts und klarer Tendenz zum Tschechischen blieb hier der formale Anspruch auf die gleichberechtigte Behandlung von deutscher und tschechischer Sprache bis zum Beginn des 20. Jh. erhalten.

In den beiden folgenden Beiträgen wird der Rahmen um Institutionen erweitert, die nicht unmittelbar mit Sprache zu tun haben: Kirche und Militär. Wie Jitka Jonová in ihrer Untersuchung zur katholischen Kirche in den böhmischen Ländern Anfang des 20. Jh. zeigt, war es für die Kirche in der aufgeheizten Situation kaum möglich, ihren betont übernationalen Anspruch umzusetzen. Mangelnde Information über das Verhältnis von Tschechen und Deutschen führte zu strategischen Fehlentscheidungen Roms, die Lösungen – wie etwa bei der geplanten Neustrukturierung der Diözesen in Böhmen – verhinderten. In der österreichischen Armee (siehe Tamara Scheers Aufsatz zu den k.u.k. Regimentssprachen) war die Gleichberechtigung der Sprachen der verschiedenen Nationalitäten seit 1867 verfassungsmäßig garantiert, wovon man sich letztlich eine bessere Überzeugungsarbeit und damit eine Art „Stabilisierung und Entnationalisierung der Monarchie“ (S. 91) versprach. Freilich klappten auch hier Anspruch und Wirklichkeit wegen Widerständen gegen diese Regelung (z. B. in Ungarn) bzw. der Durchsetzung von Partikularinteressen auf regionaler Ebene auseinander. An mangelnder Bereitschaft zur Umsetzung scheiterte auch, wie Mirek Němec zeigt, die Sprachenpolitik in der Zeit der Ersten Republik. Die von der Regierung intendierte Zweisprachigkeit, der zufolge jeder Bürger neben dem Tschechischen bzw. Slowakischen auch das Deutsche beherrschen sollte, stieß in der Bevölkerung auf Vorbehalte. Die politische Entwicklung am Ende der 1930er Jahre hat die längerfristig durchaus möglichen positiven Impulse dieser Konzeption allerdings frühzeitig beendet.

In der zweiten Abteilung geht es um „Wörterbücher für die Nation“. Die lexikografische Arbeit im 19. Jh. steht im Zentrum der Beiträge von Tilman Berger und Jan Surman. B. zeigt, wie in der Bewertung früher Wörterbücher aus der Zeit des 17. und frühen 18. Jh. (Johann Comenius, Václav Jan Rosa, Kašpar Vusín) ein Narrativ entstand, das „deutliche Parallelen zur Ausformung des tschechischen Geschichtsbilds im Laufe des 19. Jahrhunderts“ (S. 129) aufweist: positive Bewertung der protestantischen, negative Bewertung der katholischen Tradition. Demgegenüber konzentriert sich S. auf die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Terminologie im Spannungsverhältnis zwischen Fach- und Populärwissenschaft. In den Bemühungen um eine tschechische Begrifflichkeit blieb das

Deutsche die entscheidende Bezugssprache (etwa bei Lehnübersetzungen). Wörterbücher als Gegenstand sprachpolitischer Aktivitäten sind auch Thema von Klaas-Hinrich Ehlers' Studie über die Förderung auslandsdeutscher Dialektwörterbücher (z. B. des Sudentendeutschen Wörterbuchs) zwischen 1921 und 1945 durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Von solchen Wörterbüchern erhoffte man sich v. a. in den 1930er Jahren u. a. „eine nationale Mobilisierung der mitunter ethnisch indifferenten Bevölkerung in den auslandsdeutschen Siedlungsgebieten“ (S. 183). Deshalb gab es bei diesen Projekten eine massive politische Einflussnahme – auch gegen die Urteile der Fachgutachter.

Die dritte Abteilung des Buches, „Sprache in öffentlichen Räumen“, diskutiert Fragen zu Sprachverwendung, Sprachplanung und Sprachkonflikten in ausgewählten Bereichen des gesellschaftlichen Lebens und in bestimmten städtischen oder ländlichen Regionen. Anhand von Beispielen macht Václav Petrbok deutlich, dass im literarischen Leben Böhmens in der 2. Hälfte des 19. Jh. die Einsprachigkeit vehement eingefordert wurde und dass der – keineswegs seltene – Sprachwechsel als Verstoß gegen die nationale und politische Loyalität betrachtet wurde. Jedoch ergibt sich ein differenzierteres Bild, betrachtet man die Gesellschaft in ihrer Breite, wie Frank Henschel an der oberungarischen Stadt Kassa (dt. Kaschau, slowak. Košice) exemplifiziert, wo die Tendenz zur einheitlichen ungarischen Sprache vorwiegend auf die höhere Gesellschaftsschicht beschränkt war, wohingegen das einfache Volk weiterhin bei seiner jeweiligen Muttersprache blieb und das meist mehrsprachige Bürgertum die Sprache pragmatisch nach Situation wählte, ohne damit ein politisches Bekenntnis zu verbinden. Sprachliche Vielfalt wollten die Nationalsozialisten in den von ihnen besetzten Gebieten unterbinden, indem sie dort, wie von Detlef Brandes in Bezug auf das Protektorat Böhmen und Mähren demonstriert, eine auf die Germanisierung der Bevölkerung angelegte strategische Sprachen- und Schulpolitik betrieben. Gezielte Steuerungsmaßnahmen waren bei der nach 1945 in der Tschechoslowakei verbliebenen deutschen Bevölkerung nicht nötig, was Sandra Kreisslová sichtbar macht. Die Entwicklung vollzog sich hier allmählich: Hielt die Generation der Vorkriegs- und Kriegszeit noch an der deutschen Sprache fest, kam es bei den folgenden Generationen, teils durch Assimilierung, zu einer immer stärkeren Annäherung an das Tschechische, was sich auch in einer veränderten Identität niederschlug. Allerdings gab es in dieser Zeit von tschechischer Seite durchaus gezielte Maßnahmen der „Entdeutschung“, wozu u. a. die Umbenennung von Straßen- und Ortsnamen in Regionen mit ehemals starkem deutschen Bevölkerungsanteil gehörte. Als konkretes Beispiel wird im Beitrag von Frauke Wetzel die Situation im nordböhmischen Ústí nad Labem (Aussig an der Elbe) angeführt.

Aberundet wird der Band durch die Abteilung „Sprache im multiethnischen Kontakt: das Beispiel Karpato-Ukraine“, deren Beiträge an einer Reihe exemplarischer Fälle die Probleme von Identitätsbildung und -steuerung in einem traditionell multiethnischen und multilingualen Raum behandeln, der in relativ kurzer Zeit in unterschiedliche politische Abhängigkeiten geriet. Was die Sprachverwendung angeht, dominierten in dieser Region seit jeher Gewohnheit und Pragmatik, weshalb sich eine gezielte Sprachpolitik hier immer schwertat.

Insgesamt bietet das Buch eine beachtliche Fülle an Impulsen nicht nur für die historische Ostmitteleuropa-Forschung, sondern auch für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit sprach- und kulturpolitischen Prozessen in multiethnischen und mehrsprachigen Gesellschaften. Gerade anhand der vielen konkreten Beispiele wird die enge Verflechtung der verschiedenen Bereiche des sozialen und kulturellen Lebens evident. In der Summe erhalten wir auch eine Reihe eindrucksvoller Belege dafür, um welch komplexen und fragilen Vorgang es sich bei der Herausbildung der – meist mit sprachlichen Aspekten verknüpften – nationalen Identität handelt.

Gießen

Reinhard Ibler